

RIIKKA PULKKINEN

WAHR

ROMAN

List

1.

DIE FRAU LIEF auf ihn zu.

Martti hatte diesen Traum schon oft geträumt. Gerade wollte die Frau etwas sagen, und Martti stand ganz kurz vor der Erkenntnis. Doch es kam nicht so weit – ehe er ihre Botschaft vernahm, wachte er jedes Mal auf. So wie jetzt. Sein Blick suchte den Wecker auf dem Nachttisch.

01:20.

Neben ihm schlief Elsa. Sie atmete ein wenig stockend, aber nicht anders als Gesunde. Martti war also doch eingeschlafen, auch wenn er am Abend befürchtet hatte, aus Sorge kein Auge zutun zu können. Es war Elsas erste Nacht zu Hause, seit zwei Wochen. Anfangs hatte Martti sich gegen ihre Heimkehr gesträubt. Nicht, weil er seine Frau nicht gern um sich hätte, im Gegenteil. Elsas Platz war hier, seit über fünfzig Jahren schon gehörte sie hierher. Aber er hatte Angst, sie eines Morgens tot neben sich zu finden, mit erkalteten Beinen.

»Ich verfaule«, hatte sie ihm vorige Woche auf der Hospizstation gesagt, es hatte geklungen wie ein Hilferuf. »Lass mich nicht hier verfaulen. Ich will nach Hause.«

Und so regelten sie es.

Von Elsas Krankheit wussten sie erst sechs Monate. Im Dezember hatte Martti festgestellt, dass seine Frau erschreckend abgemagert war. Elsa ging in die Schwimm-

halle, stellte sich auf die Waage und vereinbarte bald darauf einen Arzttermin.

»Es wird schon nichts sein«, sagte sie.

»Bestimmt nicht«, erwiderte er.

Mit einem Kuss wischte Elsa die Sorge aus seinem Gesicht.

Dann ging alles sehr schnell: die Endoskopie, der Befund, das Urteil. Auf der Fahrt vom Arzt nach Hause weinte Martti über die Schwere der Nachricht. Elsa blieb ruhig, drückte die ganze Strecke seine Hand, hielt sie noch im Fahrstuhl. Im Flur standen sie lange aneinander gelehnt. Der Weihnachtsstern hing im Fenster, in den Räumen ruhte das Dämmerlicht des Nachmittags.

»Wir sollten Weihnachten dieses Jahr sicherheitshalber besonders festlich begehen«, bestimmte Elsa.

Am ersten Weihnachtsfeiertag kam Tochter Eleonoora mit ihrer Familie zu Besuch. Elsa hatte es noch nicht übers Herz gebracht, sie einzuweihen. Aber Eleonoora wusste sofort Bescheid, solche Dinge ließen sich vor einer Ärztin nicht verbergen. Und prompt war sie da: Eleonooras große Fürsorge, die jemandem, der sie weniger gut kannte, als Dominanz erscheinen mochte.

Elsa scherte sich nicht um die Anweisungen ihrer Tochter, sagte bloß, wie schon zu Martti: »Nun lass uns doch erst mal dieses Weihnachten feiern.«

Und es wurde ein glückliches Fest, trotz allem. Heiligabend gingen sie Schlittschuhlaufen, am zweiten Weihnachtsfeiertag unternahmen sie eine kleine Skiwanderung. Elsa staunte über ihre Kräfte, verdrückte eine ganze Tafel Nusschokolade und sauste übermütig wie ein junges Mädchen die Hügel hinab.

Die Behandlung begann im neuen Jahr, doch die Chemotherapie wurde schon nach wenigen Wochen abge-

brochen. Danach sprachen die Ärzte von palliativer Behandlung. Das bedeutete Sterbebegleitung, und nun weinte auch Elsa. Martti versuchte, stark zu sein und die Hoffnung nicht aufzugeben. Er fragte Elsa, was sie am liebsten tun wollte.

»Lass uns herumfahren«, schlug sie vor. »Einfach fahren, bis es dunkel wird, ohne Ziel. Und Musik hören, so wie sonst auch, wenn wir Auto fahren.«

Ab Ende Februar waren sie jeden Abend aufgebrochen. Der Frühling leuchtete zartrosa und hellgelb wie immer. Oft bat Elsa ihn, langsamer zu fahren, damit sie in Ruhe den Himmel betrachten konnte. Wie große Häuser glitten die Wolken vor ihnen entlang. Anfang März hörten sie bei einer Rast auf der Insel Lanttasaari eine Amsel singen. Sie saßen lange mit geöffneten Fenstern im Wagen, die Scheinwerfer hatten sie abgestellt, und hörten im Dunkeln die Amsel singen.

»Es gibt erstaunlich wenig zu befürchten«, sagte Elsa.

»Ja. Wir haben nichts zu befürchten«, erwiderte Martti.

Aber das war eine Lüge. Martti hatte Angst vor den Nächten, dem Moment des Erwachens aus einem Traum, den er nicht zu deuten wusste. Davor, dass Elsa neben ihm lag und nicht mehr atmete. Vielleicht hatte auch Eleonoora Angst, denn sie war gegen Elsas Heimkehr gewesen.

»Ich weiß, was euch erwartet, glaub mir«, sagte sie zu ihm, als sie nach einem Arztgespräch zu zweit im Raum waren.

»Ich schaffe das nicht, und du auch nicht. Und ich kann doch die Mädchen nicht als Pflegerinnen einspannen, das ist zu viel verlangt, außerdem sind sie fast noch Kinder.«

Eleonooras Sorgen waren andere als seine, das spürte er. Auch ihre Trauer würde eine andere sein, wenn es so

weit war. Martti wunderte sich über seine Tochter. Letztlich wusste er nicht mehr von ihr, als er sah: die Organisiertheit, die nahezu nuancenlose Entschlossenheit in ihrem Gesicht. Immer häufiger drängte sich ihm dieser Gedanke auf, der ihn belastete, seit Eleonoora erwachsen geworden war: Diese Frau hatte ihm seine Tochter gestohlen, verbarg die lachende Ella mit den Zöpfen irgendwo hinter ihrer Sachlichkeit. Wenn Martti nur ein Zauberwort aus ihren Mädchenjahren fände, es aussprechen könnte – Eleonoora wäre wieder Ella, würde im Flur herumhüpfen, ihrem Spiegelbild Fratzen schneiden und zusammen mit ihm Eis essen gehen.

Die Entscheidung, Elsa doch nach Hause zu holen, fiel mit dem überraschenden Angebot der Enkelinnen. Eleonoora befragte ihre Mädchen eingehend, schilderte ohne Beschönigung, was es hieß, eine Sterbende zu pflegen.

»Ich habe keine Angst davor«, erwiderte Maria ohne Zögern.

Obwohl sie die Jüngere war, wirkte sie deutlich reifer als ihre Schwester. Anna hingegen hatte diese Wankelmütigkeit, die Martti leicht besorgt wiedererkannte; genau diese Art von Sensibilität war früher auch ihm eigen. Aber Anna hatte ernst genickt, als Eleonoora ein letztes Mal nach ihrer Einsatzbereitschaft fragte, trotz ihrer Unsicherheit.

In den letzten Wochen hatte sich Elsas Befinden gebessert. Sie nahm ein neues Schmerzmittel, das stärker war als die vorigen. Es wirkte sehr gut, doch der Arzt hatte vor den Nebenwirkungen gewarnt, vor Benommenheit und motorischer Unsicherheit.

Martti versetzte diese Aussicht in Aufruhr, er nahm den Arzt beiseite und fragte geradeheraus: »Wie lange noch? Wie viele Wochen?«

»Denken Sie nicht in Wochen«, entgegnete dieser. »Es gibt gute und schlechte Tage, und bei Krebs ist der Unterschied zwischen ihnen enorm. Mitunter kann Ihre Frau nahezu symptomfrei sein.«

Damit musste Martti sich zufriedengeben, und so begann er, Elsa noch genauer zu beobachten. Er setzte seine ganze Hoffnung in diese zwei Worte: nahezu symptomfrei.

Gestern nun wurde das Krankenbett gebracht, dazu die übrige Ausstattung. Schweigsame Männer hatten an der Tür geklingelt und alles in die Wohnung getragen, als handelte es sich um ganz normale Möbel, hatten im Schlafzimmer das Krankenbett aufgestellt. Dann kamen die Infusionen und die Windeln, die in Pappschachteln in der Schlafzimmerecke warteten. Die Medikamente standen in kleinen Dosen auf der Ankleidekommode.

»Schön!«, rief Elsa vom neuen Bett aus. »Schöner als jedes Hotel, in dem ich gewesen bin.«

»Gut, dass es dir gefällt.«

»Aber«, setzte Elsa an und senkte die Stimme, als befürchtete sie, die Männer würden hinter der Wohnungstür lauschen und beleidigt sein, »ich werde trotzdem neben dir schlafen.«

»Wirklich? Wenn du willst.«

Elsa sah missbilligend in die Ecke mit den Windeln. »Den Toilettengang werde ich schon noch selber erledigen.« Ihre Stimme klang energisch und heiter.

»Die sind ja nur für den Notfall«, hörte er sich sagen.

Die Rolle der Kranken bereitete Elsa Mühe, denn sie war es gewohnt, anderen zu helfen. Schon immer, bis zur Erschöpfung, hatte sie sich um andere gekümmert, wie es sich für eine Psychologin gehörte. Martti erinnerte

sich gut an die Zeit, in der Elsa das Mädchenhafte verloren und sich in eine unnachgiebige Frau verwandelt hatte; damals schrieb sie an ihrer Doktorarbeit und hatte eine Stelle in einem internationalen Forschungsteam bekommen.

Martti lag regungslos im Bett. Elsa schlief tief und fest.

01:25.

Über ihm schwebte der Traum. Ein aus Zeit gewirktes Gewebe, dicht wie eine Decke. Martti stand auf und trat ans Fenster. In manchen dieser Nächte, wenn ihn der Traum wieder aus dem Schlaf gerissen hatte, lastete die Trauer wie ein großer Stein auf ihm. Ächzend lag er darunter und rang nach Luft. Ich schaffe das nicht, dachte er. Wenn es schon jetzt so schlimm ist, wie wird es erst, wenn Elsa wirklich geht?

Doch dann fand er endlich eine Methode, sich selbst zu beruhigen. Er trat ans Fenster, öffnete es weit, schaute in den Himmel und lauschte der Amsel. Die Trauer gesellte sich leise zu ihm, und er ließ sie kommen, schloss Bekanntschaft, wie um sich vorsorglich an sie zu gewöhnen. Er entdeckte sie in der Haltung seiner Hände, in den halb ausgestreckten Armen. Der Trauer musste man Raum geben, man musste sie umarmen. Andernfalls überfiel sie einen als Entsetzen, plötzlich und ohne Vorwarnung, beim Überqueren einer Kreuzung oder im Geschäft vor den Mandarinen und Kartoffeln. Und dann wuchs sie zur Panik. Aber wenn Martti die Trauer umarmte, fühlte er sich beinahe glücklich.

Die Schwalben waren dieses Jahr früh zurückgekehrt, schossen übermütig durch die wärmer werdende Luft. Hinauf hinunter, hinauf hinunter stürzten sie sich, ihre Schreie gellten vom Himmel. Er blieb noch eine Minute

am Fenster stehen, dann noch eine, spürte eine müde Ruhe bis in die Hände und Füße sickern. Der Ruf der Amsel schien auch in ihm zu hallen, nicht nur am Himmel, die Grenze zwischen seinem Körper und der Außenwelt löste sich auf. In diesem Moment konnte Martti sich zum allerersten Mal seit Jahren vorstellen, wieder zu malen: den Himmel, Schwalben, Lichtflecken auf Wänden.

Er hatte das Ende seiner Karriere nicht bedauert, war auch ohne Malerei glücklich gewesen. Doch sein Arbeitszimmer auf dem Dachboden, im einzigen Turmzimmer des Hauses, wartete unverändert, wie ein Museum. Manchmal stattete er ihm einen Besuch ab, setzte sich in den Lehnstuhl, betrachtete den Sonnenuntergang, öffnete die Fenster, rauchte eine Zigarette. Im letzten Jahr hatte er dem Monatsmagazin der Zeitung *Helsingin Sanomat* ein ausführliches Interview gegeben. Auf den Fotos erstrahlte sein Profil im Gegenlicht. *Unermüdtlich strebt der Visionär nach dem perfekten Blick*. Im Nachhinein bereute er das Interview. Er hatte sich zu pathetischen Aussagen hinreißen lassen und in den letzten Minuten versucht, seine Höhenflüge mit Selbstironie zu brechen, doch im gedruckten Text fand sich keine Spur von Ironie oder Humor. Übrig geblieben waren schwerfällige Sätze wie dieser: *Die Kunst flieht vor dem Künstler wie die Wahrheit vor dem Menschen*.

Blickte er auf seine Karriere zurück, musste er feststellen, dass er seine größten Erfolge, seine anerkanntesten Werke ein wenig banal fand – als hätte er sein ganzes Leben nur Sandburgen gebaut. Vielleicht hielt ihn dieser Verdacht auf Kindlichkeit schon so lange davon ab, wieder die Leinwand aufzuspannen und Farben zu mischen. Nicht einmal Skizzen hatte er angefertigt. Er tat rein gar nichts, um einen neuen Anfang zu finden. Hin und wie-

der nur ging er in das Turmzimmer, saß im Sessel und beobachtete, wie das Licht sich veränderte, mit den Minuten dahinschmolz, still in den Ecken des Zimmers verschwand. In solchen Augenblicken, wenn ihn der Zustand reiner Wahrnehmung befiel, war früher das Bedürfnis zu malen erwacht. Manche bezeichneten das als Inspiration, aber tatsächlich ging es um etwas weniger Großes, viel Natürlicheres. Genau darum waren die Interviews und Gespräche immer wieder gekreist. Journalisten, Biographen und Kuratoren hatten die ewig gleiche Frage nach der Inspiration formuliert, als sprächen sie von der Existenz Gottes.

Ihm fiel ein, wie er irgendwann in den Sechzigern an einem feucht-fröhlichen Kneipenabend einen befreundeten Kurator provoziert hatte: »Da gibt es nichts Mystisches! Ich vergesse mich einfach selbst, und im Gegenzug bekomme ich die ganze Welt.«

Nun war genau das wieder eingetreten, an diesen Abenden am Fenster, als er den Wolken und Vögeln zusah. Er bestand nur noch aus Wahrnehmung, aus reinem Blick. Dennoch, und das wunderte ihn, ließ ihn dieser Traum nicht los. Anfangs hatte er seine Vermutung noch beiseite geschoben. Als der Traum sich aber wiederholte, wurde er misstrauisch. Das Gefühl war zunächst nur eine schwache Ahnung gewesen, nicht mehr als ein Geruch, genauso schwer fassbar wie das Bild eines Menschen, den man erst wenige Male gesehen hat und den man kaum kennt – an den man jedoch unweigerlich denken muss. Beim Aufwachen aus dem Traum hörte er den Nachhall eines leisen Lachens, spürte den Klang noch über sich schweben. Und jetzt ließ er die Erinnerung kommen. Die Frau in seinem Traum war nicht Elsa.